

Ein genitalverstümmeltes, fünfjähriges Mädchen, ein Roma-Kind, das nicht regelmäßig in den Kindergarten kommt: Erzieherinnen brauchen viel Feingefühl, um den multikulturellen Kindergartenalltag zu meistern.

Die Kleine habe Glück gehabt. Das Mädchen aus Somalia, die Fünfjährige, die nur mit Kopftuch auf die Straße darf. Noch bevor sich ihre Familie auf den Weg nach Deutschland gemacht hat, ließen sie die Tochter beschneiden.

Sie wurde an ihren Geschlechtsorganen verstümmelt. Für immer. „Sie hat trotzdem Glück gehabt“, sagt die Erzieherin über die Fünfjährige in ihrer Kindergartengruppe. Es klingt schrecklich resigniert. „Das Mädchen war für die Beschneidung im Krankenhaus. Bei ihrer Schwester hat es die Großmutter getan.“

Glück gehabt. Zwei Worte. Ein Versuch, das Unerträgliche irgendwie erträglich zu machen. Geht das überhaupt?

Jedes dritte Kita-Kind hat Migrationshintergrund

Kassel im Spätherbst. Draußen kriecht ein grauer Nachmittag durch die Straßen. Drinnen, vor dem Vortragsraum eines Tagungshotels, ist es so lebendig, wie es nur sein kann, wenn viele Frauen sich wiedersehen und sich auch deshalb so viel zu sagen haben, weil sie den gleichen Beruf ausüben.

Rund 50 Erzieherinnen und ein paar Erzieher sind gekommen, um sich auf einer pädagogischen Fachtagung über das auszutauschen, was ihren Alltag zunehmend bestimmt: die „Begegnung mit dem Fremden“. Und da ist es kein Zufall, dass sich die Pädagoginnen und Pädagogen vor dem Gang in den Vortragsaal nicht nur die vielen schönen Dinge erzählen, die sie mit Kindern aus Flüchtlingsfamilien erleben, sondern auch die schlimmen.

So wie die Geschichte von dem fünfjährigen Mädchen aus Somalia.

Jedes dritte Kindergartenkind hat mittlerweile einen Migrationshintergrund, sagt Antje Proetel zu Beginn der Veranstaltung. Die Sozialpädagogin und Supervisorin ist Geschäftsführerin des Dachverbandes der freien Kindertagesstätten (DAKITS e. V.), der zu der Tagung geladen hat. Sie weiß, dass es nicht immer einfach ist mit „dem Fremden“.

Erzieher dürfen nicht das Kind wickeln

Da sind Väter, die Erzieherinnen nicht die Hand geben, oder solche, die nicht wollen, dass ein männlicher Pädagoge das Kleinkind wickelt. Und auch die pädagogischen Fachkräfte zeichnen in ihren Berichten nicht nur das Bild eines rosaroten multikulturellen Kindergartenalltags. Manche Eltern wollen, dass ihre Kinder nur Fleisch von geschächteten Tieren essen.

Und dann ist da das Problem mit der Sprache, das es oft so schwer macht, mit Eltern und Kindern ins Gespräch zu kommen. Zum Beispiel mit dem kleinen Jungen aus einer Roma-Familie. „Meine Toleranz stößt an Grenzen“, sagt eine Erzieherin genervt. „Die Eltern schicken ihn nur unregelmäßig, haben so eine Egalhaltung.“

Es tue ihr leid um das Kind. Die Sprachentwicklung bleibe auf der Strecke, der Junge könne keine Freundschaften verfestigen. „Wie kann ich in den Dialog treten, wenn kein Entgegenkommen ist?“, fragt sie.

Wer mal Dampf ablässt, ist nicht gleich Rassist

Antje Proetel hat eine gute Referentin eingeladen. Lucyna Wronska, eine polnischstämmige Diplompsychologin, die als Dozentin am Institut für Sexualwissenschaften in Dortmund lehrt. Eigentlich ist sie gekommen, um den Pädagogen Tipps für eine alters- und kulturgemäße Aufklärung zu geben. Zu den wichtigsten Dingen, die sie an diesem Tag sagt, gehört aber etwas anderes.

Sie sagt, dass Erzieherinnen und Erzieher auch mal Dampf ablassen müssen über die, die Toleranz überstrapazieren. „Dann ist man nicht gleich ein Rassist“, sagt sie. Und dass die Erzieher den Mut brauchen, auch Migranten klare Grenzen zu setzen, wenn in Familien Menschenrechte verletzt werden.

Lucyna Wronska gibt auch andere Tipps, die so einfach wie effektiv klingen. Warum sucht sich ein Kindergarten mit Verständigungsproblemen nicht eine ehrenamtliche Deutschlehrerin? Warum bittet man eine Mutter, die kein Deutsch kann, nicht einfach, mal Fotos von ihrer Hochzeit mitzubringen? Damit ein Gespräch entsteht, mit Händen und Füßen, aber immerhin eine Form von Kommunikation, bei der die Erzieher etwas von der fremden Familie und deren Tradition erfahren.

Und Lucyna Wronska bittet darum, nicht so schnell mit Urteilen über Mütter zu sein, die noch kein Deutsch können. Und dann erzählt sie von einer Frau aus Anatolien, die drei Kinder hat und eine Putzstelle nach der anderen und einen Mann, der nicht gut zu ihr ist, und die einfach zu erschöpft ist, um noch Deutsch zu lernen.

Sprachprobleme mit dem Smartphone lösen

„Sprachprobleme sind für mich kein großes Problem“, sagt eine Pädagogin, „ich habe ja mein Smartphone mit Übersetzungsprogrammen.“



Antje Proetel, (53) Geschäftsführerin des Dachverbandes der freien Kindertagesstätten (DAKITS e. V.), sagt, dass das Zusammenleben mit Menschen anderer Kulturen eine Chance ist, über die eigenen Werte nachzudenken. Quelle: DAKITS e.V.

Das wird immer wieder deutlich an diesem Nachmittag in einem Kasseler Tagungshotel. Dass es die kleinen Gesten sind, die Zeichen der Empathie, die Versuche, den anderen nicht als Projektionsfläche der eigenen Unzufriedenheit zu missbrauchen, sondern ihn als ebenbürtigen Menschen zu sehen, die es möglich machen, sich dem Fremden zu nähern.

Dem Fremden, der im Alltag kein Fremder mehr ist, sondern eine Mutter oder ein Vater. Oder ein Kind, aufgeweckt, trotzig, witzig, frech, liebenswert.

Flüchtlingskinder als Bereicherung

Ein Erzieher erzählt, dass die Kinder aus Flüchtlingsfamilien seiner Gruppe besonders guttun würden. Er habe viele Kinder aus deutschen, eher bildungsfernen Hartz-IV-Familien. Die Flüchtlingskinder dagegen seien häufig ungeheuer wissbegierig. Außerdem sehe er bei ihnen, die schon so viel erlebt haben, eine ausgeprägte psychische Stabilität. „Sie sind eine Bereicherung“, sagt er.

Ein anderer Erzieher erzählt von dem Jungen aus Rumänien. Der Kleine habe gar nicht gewusst, dass auch Männer mit Kindern spielen können. In der Familie des Kindes sei das nicht üblich. Das sei „Frauensache“. Erst seit er im Kindergarten ist, habe er gemerkt, wie toll das ist, mit einem Mann zu spielen. Davon habe er auch seinen Vater überzeugen können.

„Ich glaube“, sagt eine Erzieherin aus einer anderen Einrichtung, „wir können ein Vorbild für ein neues Rollenverständnis sein.“ Und dann erzählt sie von dem Vater mit Migrationshintergrund, der sich ziemlich machomäßig verhielt, als er ihren männlichen Kollegen beim Saubermachen sah.

Der Vater: „Du putzt?“

Der Kollege: „Wir putzen hier beide!“

Die eigenen Werte schützen

Auch das wird deutlich auf dieser Tagung in Kassel: Begegnung gelingt nur, wenn wir unseren Werten treu bleiben. „Guter Umgang mit anderen Kulturen erfordert Selbstbewusstsein“, schreibt jemand an die Tafel. Und eine Erzieherin sagt: „Ich bin mit mir selbst im Reinen, deshalb setzt mich das Fremde nicht unter Druck.“

Sie sagt es etwas lehrbuchartig. Aber wer ihr zuhört, erfährt, wie gut sich ihre Maxime in der Praxis bewährt. Sie arbeitet in einem katholischen Kindergarten, ganz in der Nähe einer Moschee. Sie betreut viele muslimische Kinder. Da habe es auch Eltern gegeben, denen das Katholische nicht geheuer war, die Angst davor hatten, dass die Kinder in die Kirche müssen, die schließlich selbst mit in die Kirche gegangen sind und das dann auch gut fanden. Die meisten muslimischen Eltern aber hätten sich bewusst für die katholische Kita entschieden.

Integration ist viel weiter als gedacht

Vor dem Essen wird gebetet. Dann heben die muslimischen Kinder einfach die Hände, wie bei ihnen üblich, während die christlichen die Hände falten. Aus Rücksicht auf die muslimischen Kinder auf christliche Rituale verzichten? So etwas gebe es bei ihnen nicht. Da komme es auch schon mal vor, dass die muslimischen Kinder von einem „Vaterunser“-Lied so begeistert sind, dass sie sich zu Hause von den Eltern den Text im Internet suchen lassen.

Integration, so hat es den Anschein, ist im täglichen Miteinander der Kindergärten schon viel weiter fortgeschritten als allgemein angenommen. „Das heißt nicht, dass es immer reibungslos geht“, sagt Antje Proetel.

Von Migranten lernen

Aber das Bemühen um ein gutes Zusammenleben mit Menschen anderer Kulturen sei auch eine Chance, über die eigenen Werte und Gewohnheiten nachzudenken. „Typisch für unsere Kultur“, sagt sie, „ist der Mangel an Verboten, eigentlich ist alles erlaubt.“ Bei Migrantenkindern sehe sie, dass bestimmte Regeln viel stärker verinnerlicht seien.

Das habe Vorteile. Menschen hätten schließlich ein Bedürfnis nach Orientierung. Respekt vor Erwachsenen könne dabei ebenso dienlich sein wie ein gesundes Verhältnis zum Begriff von „Ehre“. Darüber nachzudenken, wie „Respekt“ und „Ehre“ auch in unseren Alltag stärker einbezogen werden können, das würde sich lohnen.

Für die Verstümmelung des fünfjährigen Mädchens aus Somalia gibt es keine kulturelle Rechtfertigung. Sie ist nichts anderes als das kranke Überbleibsel einer archaischen Tradition. Sie ist in Deutschland unter Strafe gestellt. Und auch das macht Hoffnung an diesem Pädagogentreffen. Dass sich eine von ihnen schon über die Frage aufregt, ob sie die drohende Beschneidung eines ihrer Mädchen anzeigen würde. „Natürlich!“, sagt sie.